

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde in Ungarn

Bd.: 3. 1852/53, Juli - Juni (1853)

Pest 1853

4 Med.g. 220 h-3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11034107-1

als auch was deren gesetzlich bestimmte Beschaffenheit anbelangt, sich genau nach den Vorschriften der Pharmacopöe des Landes zu richten. Die Pharmacopöe dient aber zugleich dem Apotheker als gesetzliches Rechtfertigungsmittel gegenüber den Forderungen des practischen Arztes und des controllirenden Physicus.

3. Die Pharmacopöe ist die Grundlage bei der sanitäts-polizeilichen Controlle des Physicus, sie enthält die genau bezeichneten Forderungen des Staates an den Apotheker.

4. Sie soll eine der Hauptgrundlagen der Arzneitaxe bilden.

5. Die Pharmacopöe soll endlich in Fällen, wo der practische Arzt beim Verschreiben giftiger Stoffe sich in der Dosis geirrt haben sollte, es dem expedirenden Apotheker möglich machen, die Irrung zu entdecken und ein wahrscheinliches Unglück durch zeitige Anfrage bei dem betreffenden Arzt zu verhindern. Zugleich soll der Apotheker aus der Pharmacopöe erkennen, welche Stoffe derselbe ohne Gefahr dem Publicum im sogenannten Handverkauf verabfolgen könne.

Sollen die hier aufgestellten unumgänglich nothwendigen Zwecke durch die Landespharmacopöe erreicht werden, und zwar nicht nur in den grösseren Städten, sondern auch in den viel zahlreichern Apotheken kleiner Orte, so müssen folgende Grundsätze bei der Verfassung derselben durchgeführt werden:

1) Die Arzneimittel theilt man in solche, welche der Apotheker zu halten verpflichtet, und solche, zu deren Bereitung oder Aufbewahrung er nicht verpflichtet ist. Die obligaten Arzneien kann der controllirende Physicus entweder zu jeder, oder nur zu einer bestimmten Zeit im Jahre, wo nämlich aus dem Rohstoffe das verlangte obligate Präparat bereitet wird, mit den in der Pharmacopöe genau bezeichneten Eigenschaften, von den Apothekern der Städte sowohl wie der kleinern Orte als vorrätig fordern. Die nicht obligaten Arzneien ist der controllirende Physicus wohl nicht berechtigt als vorrätig zu fordern, finden sie sich aber in der Apotheke vor, so müssen sie auch die bezeichneten Eigenschaften der Güte an sich tragen.

Soll man die obligaten Arzneien auch von dem Apotheker der kleinern Orte mit der bezeichneten Güte als vorrätig fordern können, so sollen in diese Abtheilung der obligaten Arzneien nur solche aufgenommen werden, welche

a) die Mehrzahl der Aerzte des Landes häufig anwendet und die Wissenschaft zur Ausübung der Heilkunst für nothwendig hält.

b) In diese Abtheilung gehören auch diejenigen Stoffe, welche zur Herstellung einer gewissen Arzneiform nothwendig sind.

c) Es gehören noch in diese Abtheilung einige wenige Mittel der neuesten Zeit, welche ihre unzweifelhafte grosse Wirksamkeit und wissenschaftlich constatirte Unentbehrlichkeit schnell erwiesen haben, ohne dass dieselben bis jetzt wegen Mangel an Zeit eine allgemeine Verbreitung gefunden hätten, wie z. B. das Eisenoxydhydrat noch vor einigen Jahren war, und das Collodium jetzt noch ist.

Zubereitungen, welche jeden Augenblick leicht hergestellt werden, oder dem Verderben unterliegen, werden, selbst wenn sie häufig gebraucht werden sollten, in die zweite Klasse gewiesen.

In die zweite Klasse, der Medicamente nämlich, welche der Apotheker vorrätig zu halten nicht verpflichtet ist, gehören:

a) Die meist zusammengesetzten Arzneien, eigentlich die

ex tempore zu bereitenen Arzneiformeln, welche dem Verderben unterliegen. Wenn der Apotheker, namentlich in kleinen Orten, verpflichtet würde, solche Arzneien zu halten, wie diess noch jetzt geschieht, so würde er eigentlich verpflichtet, eine schlechte Arznei vorrätig zu halten, wo hingegen dadurch, dass man das Mittel in die Reihe der nicht obligaten Arzneimittel stellt, nur bezweckt wird, dass eine gute, frische und schnell zu bereitende Arznei nach einer gleichmässigen Vorschrift bereitet werde. In diese Kategorie kann man auch die einer schnellen Verderbniss unterliegenden zusammengesetzten Arzneien stellen, deren Bereitung selbst etwas länger dauert; denn wird die Arznei in einer gewissen Gegend häufig gebraucht, so kann der Apotheker immerhin kleine Mengen ohne Gefahr der Verderbniss vorrätig halten, wird sie dagegen gar nicht oder selten gebraucht, so ist es noch immer Zeit, die etwa verlangte Arznei zu bereiten; Recepte aber, welche die Aerzte gewöhnlich verschreiben, wie Emulsum oleosum, soll man gar nicht aufnehmen, weil dadurch die Pharmacopöe unnöthigerweise vergrössert würde.

b) Ferner gehören hieher Arzneien, welche, früher obligat, nach und nach aus dem Gebrauch kommen und deren Entbehrlichkeit zugleich durch die Wissenschaft constatirt ist. Für viele Mittel dieser Art bietet demnach die Klasse der nicht obligaten Mittel den Uebergang zur Ausscheidung aus dem Arzneischatz.

c) In diese Klasse gehören mehrere neuere Mittel, über welche wohl schon constatirte Erfahrungen vorliegen, ohne dass hiedurch, bis jetzt wenigstens, deren Unerlässlichkeit für die Behandlung der Krankheiten erwiesen wäre. Manche dieser Mittel mögen später in die Klasse der obligaten aufgenommen werden; und so bildet diese Abtheilung auch den Ein- und Uebergangspunct in die Klasse der obligaten Arzneien.

Neue Mittel, welche nur von Einzelnen empfohlen, eine nur sehr zweifelhafte Wirksamkeit haben, sollen weder in die erste, noch in die zweite Klasse aufgenommen werden; Arzneien aber, welche jetzt schon selten gebraucht, eine zweifelhafte oder fast gar keine Wirkung haben, dann die sogenannten galenischen oder pharmaceutischen, aber auch chemischen Präparate, welche sehr ungleiche Producte liefern, auf die sich demnach der Arzt nicht verlassen kann, endlich Zusammensetzungen, mehr dem Bereiche des Parfümeurs und Zuckerbäckers als des Apothekers zugehörig, soll man aus der Pharmacopöe gänzlich beseitigen.

Eintheilung und Anordnung der Pharmacopöe.

Die Anordnung der Pharmacopöe soll so practisch als möglich sein; sie soll, wo es nur thunlich ist, der wirklichen Anordnung einer Apotheke entsprechen, damit der Apotheker und der Physicus, so viel als möglich, die gesuchten Gegenstände leicht vorfinde. Aus diesem Grunde ist die alte Haupteintheilung der Arzneien in Cruda, Rohstoffe, und Präparata, Arzneizubereitungen, beizubehalten, denn diese Eintheilung entspricht am besten dem practischen Zweck.

Die Cruda ordnet man weiter nach den Naturreichen, und sodann nach dem Alphabet, wobei die verwendeten Hauptbestandtheile das Schlagwort zur Anordnung geben.

Die Präparata werden ebenfalls nach dem Alphabet geordnet, damit aber zusammengehörende und in der Apotheke gewöhnlich auch nebeneinander gestellte Gegenstände zusammenkommen, soll man

a) die Mischungen und die sogenannten galenischen oder pharmaceutischen Präparate nach der pharmaceutischen Form, unter welche sie gehören, gruppenweise zusammenstellen.

b) Die eigentlichen chemischen Präparate werden durch den Namen des Hauptstoffes zusammen gruppiert in das Alphabet eingefügt, z. B. Ferrum und Ferrat.

3. Die gehörig geordneten Rohstoffe soll man in so weit genau beschreiben, als es zur Erkenntniss der Aechtheit des Rohstoffes, sowohl für den untersuchenden Physicus, als auch für den Apotheker nothwendig ist. Sollte der Stoff mit andern ähnlichen zufällig oder absichtlich verunreinigt oder gar verwechselt werden, so müssen die characterisirenden Unterschiede dieser Stoffe angegeben werden. Ueberdiess ist es nothwendig, dass man ausser der Aechtheit auch die Zeichen der geforderten Güte des Rohstoffes angebe, indem mehrere dieser Naturproducte, namentlich die im Handel vorkommenden, in verschiedener Güte, oft in unbrauchbarer Qualität, oder gar in verdorbenem Zustande vorkommen. Damit in zweifelhaften oder streitigen Fällen bei diesen Rohproducten eine leichte Entscheidung herbeigeführt werde, soll die Pharmacopöe überall neben der Beschreibung auf bekannte, wo möglich im Lande leicht zugängliche Abbildungen sich berufen. Da viele der Rohstoffe, namentlich die pflanzlichen, bei der Einsammlung, bei der Vorbereitung zur Aufbewahrung, endlich bei der Aufbewahrung selbst besondere Vorsichten erheischen, so sollen diese alle genau angegeben werden. Namentlich soll man bei den Arzneipflanzen genau die Zeit bezeichnen, wann sie eingesammelt werden sollen. Mehrere der Rohstoffe, vorzüglich jene aus dem Pflanzenreiche, behalten nur eine gewisse Zeit hindurch ihre Wirksamkeit und verlieren sie dann selbst bei der besten Aufbewahrung; bei diesen muss demnach die Pharmacopöe genau angeben, wann sie aus der Apotheke als unbrauchbar entfernt werden sollen.

4. Die chemischen Präparate finden wir in den neuern Pharmacopöen in käufliche und in solche eingetheilt, welche in den Apotheken zu bereiten wären. Wollte man zugeben, dass aus der Pharmacopöe die meisten chemischen Vorschriften ausgelassen und statt ihrer der Apotheker aus Gründen der Wohlfeilheit angewiesen würde, die entsprechenden Präparate aus den chemischen Fabriken zu beziehen: so würde man hiedurch der Pharmacie zum grossen Nachtheil der Medicin einen unberechenbaren Schaden zufügen, da der Apotheker, der nicht fortwährend durch leichtere und schwierigere chemische Präparationen in Uebung erhalten wird, zuletzt nicht einmal die Geschicklichkeit haben wird, die Aechtheit und Reinheit seiner Präparate zu erkennen und durch Reagentien zu ermitteln. Ein solcher Apotheker wird endlich zu einem Arzneikrämer herabsinken, der den Zwecken des Arztes unmöglich entsprechen kann.

Man führt gewöhnlich zu Gunsten der käuflichen Präparate ihre bedeutende Wohlfeilheit an. Wiewohl, wo es die Gesundheit und das Leben betrifft, der Preis nicht das Hauptmotiv der Entscheidung sein darf, so ist abgesehen hievon, dieser Grund bei sehr vielen Präparaten überdiess illusorisch, denn

1. es betrifft häufig granweise verschriebene Präparate, bei welchen demnach die Preisdifferenz null ist;

2. die meisten dieser Präparate müssen einer Reinigung unterzogen werden, wodurch nicht selten ein solches Präparat so vertheuert wird, als wäre es ursprünglich vom Apotheker bereitet worden.

Aus diesen Gründen glaubt die Gesellschaft nur solche käufliche Präparate für eine Pharmacopöe zulassen zu sollen, bei

welchen folgende zusammenwirkende Momente für die Nothwendigkeit derselben sprechen:

1) Wenn das Präparat im Grossen leichter, besser und reiner zu bereiten ist als im Kleinen, wie Chinina sulfurica, Magnesia alba.

2) Wenn dasselbe in guter und reiner Qualität bedeutend wohlfeiler ist, als wenn es im Kleinen in der Apotheke bereitet wird.

3. Wenn es bedeutend wohlfeiler zu stehen kommt als das selbstbereitete, dabei wohl nicht ganz rein, aber sehr einfach, leicht und mit geringen Kosten zu reinigen ist.

Alle anderen Präparate soll der Apotheker selbst zu bereiten verpflichtet werden.

Die käuflichen Präparate sind grösstentheils mehr oder weniger unrein, oder können wenigstens unrein sein; soll demnach der Apotheker bei einem käuflichen Präparate, welches er zu halten angewiesen wird, für dessen Reinheit einstehen können, so muss ihm eine Reinigungsmethode vorgeschrieben werden, welche die aus den Fabricationsmethoden entspringenden Verunreinigungen beseitigt; denn absichtlich verunreinigte, mithin verfälschte Präparate, werden gar nicht berücksichtigt, sondern als unbrauchbar beseitigt.

Die käuflichen und chemischen Präparate werden ebenso wie die Rohstoffe am besten nach dem Alphabet geordnet, indem auf diese Art am leichtesten die zusammengehörenden Präparate eines bestimmten Grundstoffes zusammengestellt werden können. Wenn demnach der Name des Grundstoffes eine ganze Reihe von Präparaten in dem Alphabet einfügt, so können dann die einzelnen Präparate nach welchem immer Princip benannt und neuerdings alphabetisch untergeordnet werden.

Die Gesellschaft glaubt, dass es am zweckmässigsten sei, bei Unterordnung der einzelnen Präparate nicht den wissenschaftlich-chemischen, sondern, dem Zweck entsprechend, den gebräuchlichsten medicinisch-pharmaceutischen Namen an die Spitze der Nomenclatur zu stellen. Der Zweck der Hauptbenennung des Präparates ist, dass der Arzt, der diese Namen gebraucht, auch mit Bestimmtheit das Verlangte bekomme; die wissenschaftlichen Namen ändern sich mit der Zeit, und so kam es häufig, dass Arzt und Apotheker nicht selten zum Nachtheile des Kranken in gegenseitigem Irresein befangen waren.

Von mehreren gebräuchlichen Namen wird derjenige zur Hauptbenennung gewählt, der am wenigsten zur Verwechslung Veranlassung gibt und am allermeisten von den Aerzten und Apothekern zur Bezeichnung des Präparates gebraucht wird.

Sollte ein Präparat, wie diess bei neueren Präparaten häufig der Fall ist, keinen trivialen, sondern nur einen wissenschaftlichen Namen haben, so wird, wo möglich, der beste und gebräuchlichste vorangestellt.

(Fortsetzung folgt).

Einige Ansichten

über das

epidemische Wechselfieber u. dessen Ursachen.

Von Dr. Joseph Nagy,

Physicus des Unter-Neutraer Komitates.

Das Wechselfieber, welches in unsern Gegenden seit der letzten Choleraepidemie im Jahre 1849 nicht nur epidemisch oder endemisch zu herrschen aufhörte, sondern nun auch spora-

disch selten angetroffen wird, hat durch volle 8 Jahre, vom Jahre 1841 fast ununterbrochen schon in den Monaten März und April beginnend, bis in den späten Herbst, ja in vielen endemischen Sätzen den ganzen Winter hindurch arg grassirt. Die Acme erreichte es im Jahre 1846; von da an begann die Periode der Decadenz; im Jahre 1847 war der Typhus überwiegend; im Jahre 1849, im Frühlinge, hörte es auf, worauf die Cholera auftrat. Der Krankheitsgenius war durch die ganze Zeit auffallend asthenisch.

Den Aerzten Ungarns bot sich, wie immer, so auch während dieser Zeit die reichlichste Gelegenheit, über diese Krankheit in jeder Beziehung Erfahrungen zu sammeln und Ansichten zu gewinnen, darum wage ich es auch, einige dieser Beobachtungen hiemit der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Die Ursachen einer jeden epidemisch und endemisch herrschenden Krankheit sind nur dort allein am wahrscheinlichsten zu entdecken, wo dieselbe endemisch herrscht, das heisst, wo sie auch bei dem epidemischen Herrschen beginnt, in grösserer In- und Extension herrscht, nach dem Aufhören der Epidemie fortwährt, ausser der Epidemie häufig vorkommt, und vorzukommen nie gänzlich aufhört: dort muss die Urquelle der Krankheit sein, dort die geheime Officin aller die Krankheit erzeugenden Potenzen; aus solchen Orten pflegt sie sich bei sonstigen, die Verbreitung der Potenzen begünstigenden Umständen über andere, weitere Gegenden zu erstrecken. Dieses nun auf das Wechselfieber angewendet, sagen wir: die Gegenden, wo das Wechselfieber auf die oben angegebene Weise endemisch herrscht, sind fruchtbare, mit humusreichem Boden begabte Ebenen, Tiefebene, seltener die Thäler, welche mit stehenden oder langsam fluctuirenden Gewässern, Teichen, Sümpfen reichlich versehen sind. Wir wissen, dass diese Gewässer meist reines, mit den Resten und Effluven faulender organischer Körper gar nicht inquinirtes Wasser haben; wir wissen, dass die Effluven der im Wasser faulenden organischen Körper in vielen Gegenden das endemische Herrschen des Wechselfiebers nicht bedingen; wir wissen, dass dort, wo das Wechselfieber endemisch herrscht, auch ein Heer von adynamischen Krankheiten vorkommt, welche in einer grossen Prostration und qualitativen Depravation des vegetativen Lebens begründet sind: es drängt sich demnach nach solchen Betrachtungen dem Geiste die Idee auf, als ob dort, wo für das materielle Leben des Menschen am meisten gesorgt ist, zugleich auch für dessen Verderben das Meiste geschähe, dass nämlich dort, wo Humus mit dem Wasser beim Einwirken einer höheren Temperatur in längerem oder immerwährendem Contacte ist, immer auch ein eigenthümlicher Zersetzungsprocess besteht, und dem menschlichen Leben schädliche Producte — Miasmen — erzeugt werden, welche excitirende Ursachen verschiedenartiger Krankheitsprocesse sind, die jedoch sämmtlich den eigenthümlichen Character haben, dass sie mit einer grösseren oder geringern Zersetzung der organischen Materie einherschreiten.

Fäulniss kann wohl im engen Sinne des Wortes der zwischen Humus und Wasser bei Einwirkung höherer Wärme stattfindende Zersetzungsprocess nicht genannt werden, sondern vielmehr Vermoderung, indem Humus im Contacte mit Wasser bei Luft- und Wärmezutritt diese Art der Verwesung eingeht, also auch die erzeugten Gase und Effluven modrige Gase. Auf diesen Process der Vermoderung aber, folglich auch auf die quantitative und qualitative Eigenschaft, die grössere und geringere Schädlichkeit der Miasmen, rectius Sumpfmiasmen (obwohl ich

darunter nicht nur die in Sümpfen erzeugten Miasmen, sondern alle modrigen Gase, welche durch den anhaltend stattfindenden Contact des Wassers mit Humuserde bei Einwirkung höherer Wärme erzeugt werden, verstehen will), müssen viele und verschiedenartige Einflüsse wesentlich einwirken, wie solche sind: Beschaffenheit der Humuserde, ihr grösserer oder geringerer Gehalt an alkalischen oder Erdsalzen, der Grad und die Qualität der einwirkenden Wärme, die grössere oder geringere Oberfläche des Contacts mit dem Wasser, die Dauer dieses Contacts, die Höhe der Wassermassen, der vollkommene oder unvollkommene Lufteintritt u. s. w., was schon aus einer wohl einfachen, für sich aber sehr wichtigen Erfahrung einigermassen zu entnehmen ist. Wenn wir nach einem heissen windstillen Sommertage Abends oder Nachts an den Sümpfen und Gewässern der Wechselfiebergegenden beim niedrigen Stande der Wässer weilen, so empfinden wir den Modergeruch der Sumpfmiasmen, manchmal oder an manchen Orten sogar durch einen phosphorischen, hydrosulfurischen accentuirt, somit viel stärker als bei Tage oder auch Abends und des Nachts, aber nach einem regnerischen oder trüben, kühlen und nicht windstillen Tage, beim hohen Stande des Wassers, an manchen Orten auch bei sonst günstigen Umständen viel schwächer oder gar nicht.

Ausserdem aber gibt es auch gewisse allgemeine und grossartige Einflüsse, welche auf die Erzeugung der Sumpfmiasmen wesentlich einwirken, hieher gehört z. B. ein leichter, mit keinen grossen Schneefällen einhergehender Winter, wo dann auch die Austretungen der Flüsse im Frühling gering sind; eine lange anhaltende Kälte im Frühling, wodurch nämlich die Dauer der Entwicklung der Sumpfmiasmen verkürzt wird, daher auch die Quantität derselben geringer und die Qualität minder intensiv; ein kühler Sommer, wie im Jahre 1851, welches Jahr daher auch wegen des besten allgemeinen Gesundheitszustandes der Menschen als eine wahre Naturseltenheit anzusehen ist; Mangel starker Regenfälle im Sommer, wie im Jahre 1852, wo bei der afrikanischen Hitze und Dürre der Gesundheitszustand dennoch, bis zur Zeit wenigstens, sehr gut zu nennen ist, und alle die adynamischen, in anderen Jahren, wenn auch nicht immer epidemisch, doch sehr häufig vorkommenden gastrisch-biliösen Fieber, Diarrhöen, Wechselfieber im Vergleiche zu anderen Jahren äusserst selten vorkommen, ja was mehr und wahrlich auffallend ist, trotz der grossen Hitze und Dürre der entzündliche Krankheitsgenius sich bis zur Mitte des Monats Juni vorwaltend behauptete und auch jetzt noch nicht vollkommen verdrängt ist. Dass die climatischen und geographischen Differenzen der Gegenden in dieser Beziehung auch höchst wichtig, daher sehr zu würdigen sind, erhellt schon aus dem bisher Gesagten hinlänglich.

Alle diese Momente in Erwägung gezogen, wäre demnach zu folgern:

a) dass sowohl die quantitative wie auch die qualitative Eigenschaft der Sumpfmiasmen zum Theil von der Mischung und geologischen Zusammensetzung der Humuserde abhängig ist, und es kann in dieser Beziehung wenigstens a priori behauptet werden, dass eine an Mineralstoffen reichere Humuserde weniger schädliche Sumpfmiasmen entwickeln wird, als eine, welche verweste organische Stoffe vorwaltend enthält;

b) dass die Sumpfmiasmen an das Wassergas der Luft gebunden sind, daher sind sie auch Abends oder Nachts bei stattfindender Condensirung des Wassergases intensiver und stärker zu empfinden, daher auch weit leichter schädlich als bei Tage, was schon auch die Erfahrung bekräftigt, da alle durch dieselben

erzeugten Krankheiten am häufigsten und intensivsten bei den auf dem freien Felde über Nacht schlafenden Feldarbeitern vorkommen;

c) dass das Sonnenlicht und die Sonnenhitze auf ihre qualitative Beschaffenheit, insbesondere auf ihre Intensität einen wesentlich befördernden Einfluss haben. Ich habe 8 Unzen Humuserde aus dem Orte Szelöcze, einem endemischen Sitze des Wechselfiebers, in gleiche Quantitäten getheilt in 2 breite Cylindergläser gegeben, habe jedes Glas mit 4 Unzen Wasser gefüllt, dann das eine der Sonne ausgesetzt, das andere daneben im Schatten aufbewahrt. Binnen 8 Tagen bemerkte ich folgende Aenderungen:

In dem der Sonne ausgesetzten Glase.

Reichliche Entwicklung von Luftblasen.

Bräunliche Trübung des Wassers, neutrale Reaction.

Starker Modergeruch, schwach hydrosulfurisch accentuirt.

Schon am 8. Tage Mittags war das Wasser vollkommen evaporirt, und es blieb eine trockene, mit dunkelblauer im Lichte weisslich schimmernden Oberfläche, wie mit einem Häutchen überzogene Masse zurück, welche innerlich braun, friabel, stark moderig riechend war.

In dem im Schatten aufbewahrten Glase.

Sehr sparsame Entwicklung von Luftblasen.

Sehr gelinde und schmutzige Trübung des Wassers, neutrale Reaction.

Ein schwacher Modergeruch.

Das Wasser evaporirte auf 6 Linien, das übrige am 7. und 8. Tage, ward etwas mehr schmutzig-gelb, trübe und stand noch über der Humuserde mit reichlicherer Luftblasenbildung als im Beginne.

Wäre es nicht wünschenswerth, wenn genauere Experimente in dieser Beziehung, wie überhaupt Untersuchungen des Erdbodens verschiedener Wechselfiebergegenden von Chemikern ex professo angestellt würden? Man würde sicherlich zu wichtigen Resultaten gelangen, wenn man sodann die Verschiedenheiten des Erdbodens, der Lufttemperatur, überhaupt die genauen meteorologischen Daten verschiedener Wechselfiebergegenden mit der Zeit des Auftretens, der Dauer, Heftigkeit, der Natur der herrschenden Wechselfieber und anderer adynamischer Krankheiten vergliche;

d) dass beim niedrigen Stande des Wassers, wo sowohl die Luft, als das Sonnenlicht und die Wärme kräftiger, auch deren Entwicklung intensiver ist;

e) dass die phosphorische, hydrosulfurische Accentuirung des Geruches eine intensivere Entwicklung der Sumpfmiasmen bedeutet;

f) dass durch eine auf starke Regenfälle (Wolkenbrüche) so gleich wirkende starke Sonnenhitze und ein grelles Sonnenlicht in manchen ebenen Gegenden, wo das Wasser keinen schnellen Abfluss hat, oder wo sonst auch ein feuchter Humusboden ist, der die Feuchtigkeit lange behält, Sumpfmiasmen in kürzester Zeit in grosser Quantität und intensiv entwickelt werden, und ein Wechselfieber vorübergehend endemisch intercurriert, am öftesten in Begleitung eines Carbunculus sowohl bei Menschen als Thieren. Wir sehen dann solche Orte von diesen Krankheiten befallen, während in der Umgebung die höher gelegenen oder einen mageren Sand- oder Thonlehm Boden besitzenden Orte von selbst frei sind;

g) gegen die Mitte und das Ende des Sommers, im Monate August und September, theils weil die Nächte länger und kühler sind, daher das Wassergas der Luft, also auch die Sumpfmiasmen mehr condensirt, theils weil zu dieser Zeit, wenn auch der Sommer noch so dürre ist, stärkere Regenfälle doch immer eintreten und die Sonnenhitze am stärksten ist, zeigt sich auch die Entwicklung der Sumpfmiasmen selbst in dem gesunden Jahre am intensivsten, daher sehen wir in dieser Jahreszeit das Wechselfieber und die adynamisch-gastrischen Krankheiten, wenn auch oft nur sporadisch, doch häufiger vorkommen.

Nach Vorausschickung dieser Ansichten wollen wir nun zur Erklärung des epidemischen Herrschens der Wechselfieber schreiten, wo selbe nämlich, ferne von ihren endemischen Sitzen, in den gesündesten Gegenden grassiren.

Aus den Herden ihrer Entstehung werden die Sumpfmiasmen allein nur durch die Luftbewegungen und nach der vorwaltenden Richtung derselben über die Erdfächen verbreitet, und da sie an das Wassergas der Luft gebunden sind und die Wassergase sich in der Atmosphäre anziehen: so concentriren sie sich auf ihrer Verbreitung vorwaltend in Gegenden, welche eine an Wassergas reichere Atmosphäre haben; daher ist es erklärlich, warum bei einem epidemischen Herrschen des Wechselfiebers vorwaltend auch solche Orte befallen werden, welche, wenn sie auch sonst nicht endemische Sitze des Wechselfiebers sind, doch an Flüssen, Bächen, Wiesengründen, in tiefen Thälern gelegen, gleichsam epidemisch-endemische Sitze bilden, die von endemischen genau zu unterscheiden wären.

Dass die Richtung und Heftigkeit der Winde bei der Verbreitung der Sumpfmiasmen als das alleinige mächtige Agens zu betrachten ist, beweist schon die Erfahrung, dass alle vom Norden, aus kalten, humusarmen, unfruchtbaren Weltgegenden kommenden Winde, wie sie einestheils mit den Sumpfmiasmen nicht inquinirt sind, andernteils auch ihre Verbreitung hindern, und Begründer eines catarrhalischen oder entzündlichen Krankheitsgenius sind, während die aus dem warmen, humusreichen, fruchtbaren Süden kommenden Winde die Träger dieser deleteren Stoffe und Begründer eines asthenischen Krankheitsgenius werden. Doch sei es mir gegönnt, hier auch meine geringen Erfahrungen anzuführen.

Im Jahre 1846 starke Wasseraustretzungen im Jänner, Februar und März. Im Frühling und Sommer herrschender Wind SW. Epidemisches Herrschen des Wechselfiebers und adynamisch-gastrischer Krankheiten. Krankheitsgenius das ganze Jahr hindurch auffallend asthenisch. Bemerkenswerth ist es ausserdem, dass in diesem Jahre der Frühling sehr früh begann, Ende Februar nämlich, am 9. April die Birnbäume in voller Blüthe standen, am 13. April die Winterfrüchte an vielen Orten in die Ähren schlugen, der Sommer sehr lange dauerte. Es wurden in diesem Jahre am 21. October in der Stadt Neutra die zum zweitenmal gereiften Erd- und Himbeeren in grosser Quantität zum Verkauf gebracht. Also eine lange Dauer der Sonnenhitze, starke Wasseraustretzungen, Bedingnisse einer reichlichen Erzeugung der Sumpfmiasmen, herrschender SW.-Wind, günstig der Verbreitung derselben.

In den Jahren 1848 und 1849 starke Wasseraustretzungen im Februar und März. Im Frühling und Sommer herrschender Wind SO. Epidemisch herrschendes Wechselfieber in weit geringerem Grade. Im Jahre 1849 trat schon im Monate Mai die Cholera auf, worauf das Wechselfieber vollkommen wich. Krankheitsgenius das ganze Jahr hindurch asthenisch.

Im Jahre 1851 Wasseraustretzungen sehr geringe im März. Herrschender Wind NW. Frühling und Sommer kühl und feucht. Das gesündeste Jahr seit Menschengedenken. Wechsel- fieber und adynamisch-gastrische Krankheiten fast gar nicht beobachtet. Krankheitsgenius auch im Sommer catarrhalisch-entzündlich.

Im Jahre 1852 starke Wasseraustretzungen im Monat März. Frühling sehr kalt, noch am 16. Mai froh das Wasser über Nacht an kleinen, seichten Bächen, Sümpfen, Kanälen, vor den Brunnen. Herrschender Wind im Frühling N. und NW. Sommer sehr

heiss und dürre, Gewitter keine. Herrschender Wind ein leichter wohlthuender NW. und W., doch meistens windstille, brennend heisse Tage. Krankheitsgenius bis Mitte Juni bei der grossen Hitze noch immer catarrhalisch-entzündlich, vom Juni an tauchte der gastrisch-catarrhalische und gastrisch-biliöse auf, doch immer behauptete sich auch lateraliter der catarrhalisch-entzündliche. Nachdem Ende Juli etliche stärkere Regenfälle stattgehabt, tauchten die Wechsel- und gastrisch-biliösen Fieber und Diarrhöen auf.

(Schluss folgt).

Allgemeine Rundschau.

Klinische Memorabilien.

Das Erysipelas Anacardium malignum, als üble Wirkung der Anwendung des Anacardiums als Heilmittel. In Nr. 20 der deutschen Klinik wird der Versuche erwähnt, welche Herr Prof. Frerichs in Kiel mit dem Cardol, einem Präparate aus dem flüssigen, äusserst scharfen Bestandtheile der Nuss, die Anacardium genannt wird, gemacht hat. Die Frucht oder Nuss des indischen Baumes, Anacardium orientale, ist schon vor Jahrhunderten in den Apotheken officinell gewesen; daher die Benennung: Anacardium officinale. Dr. Bartholom. Zorn citirt in der Botanologia medica, Berlin 1714, p. 62. schon eine Menge Aerzte, die diess Mittel geprobt und darüber geschrieben haben, als: Cesalpin, Zacutus Lusit., Mesue, der im 11. Jahrhundert lebte, Sennert u. m. A.

Man bereitete aus dem Saft der Nuss verschiedene Präparate zum innern Gebrauche, z. B. das damals berühmte Electuarium Anacardium, oder Confectio Anacardina officinalis, von Mesue erfunden, oder wenigstens in seinem Antidotar. dist. I. beschrieben.

Häufiger aber war die Nuss im volksthümlichen äusserlichen Gebrauche und unter dem Namen: Elefanten- oder Helffant-tenlaus in den Apotheken käuflich; sie ist es häufig auch jetzt noch. Bei örtlichen Körperschmerzen jeglicher Art trägt man die an einem Bändchen hängende Nuss an dem schmerzhaften Theile. Zu dem Zwecke wird durch die sehr hartschalige Nuss ein Loch gebohrt, um das Band durchziehen zu können. Aus dieser Oeffnung quillt nun allmähig und anfangs unbeachtet der in derselben enthaltene dickflüssige, überaus scharfe Saft hervor, welcher sich dann auf der Haut verbreitet und zuweilen ganz entsetzliche Affectionen bewirkt.

Seit fünf Jahren sind mir zwei Fälle dieser Art vorgekommen. Eine Dame litt ziemlich lange schon an einem chronischen Rheumatismus des rechten Oberschenkels. Es wurde ihr von einer Freundin gerathen, sich doch eine Elefantenlaus an den Schenkel zu hängen, was nach der oben beschriebenen Methode geschah. Am sechsten Tage ward ich gerufen und der Vorgang mir erzählt. Die Frau lag im Bette auf dem Rücken und war nicht im Stande den Körper, noch weniger den Schenkel zu bewegen. Ich erschreckte beim Anblick des furchtbar afficirten Körpertheiles und glaubte eine, mit hochscharlachrothem Tuche überzogene Tonne vor mir zu sehen; eine Erscheinung, wie solche mir in meinem 47-jährigen Berufsleben noch nicht vorgekommen war. Am obern Theile hatte der Schenkel einen Umfang von drei Fuss, war gegen das Knie allmähig dünner; der Unterschenkel aber in der Wadengegend wieder von ganz enormer Dicke. Nach oben nahm die Geschwulst und Entzündung den grössten Theil des Bauches bis über den Nabel ein. Die Kranke empfand die brennendsten Schmerzen, hatte heftiges Fieber; ich fürchtete nahen Brand. Durch das Anlegen des kranken Schenkels war die Entzündung und somit auch die Geschwulst auf den gesunden verpflanzt worden; dieser war indessen nicht in dem hohen Grade afficirt, wie der erstere.

Was die Behandlung betrifft, so verordnete ich innerlich hüh- lende, leicht abführende Mittel; äusserlich eine Salbe aus gleichen

Theilen Ungt. rosat. et saturnin., mit welcher der kranke Theil, fast der halbe Körper belegt wurde. Bei diesem Heilverfahren und bei einer dünnen, wässerigen Diät mit kühlenden Getränken genas die Kranke innerhalb 5 Wochen vollkommen.

Ein zweiter Fall dieser Art traf vor zwei Jahren einen jungen Conditor, der sich so eben etablirt hatte. Wegen anhaltender Kreuzschmerzen hatte er, auf den Rath eines Käufers seiner Waare, sich eine Elefantenlaus an den unteren Theil des Rückens gehängt. Nach mehreren Tagen ward meine Hilfe gewünscht. Der Kranke glaubte vom Scharlachfieber befallen zu sein. Der ganze untere Theil des Leibes, Rücken und Bauchdecke, waren stark geschwollen und eben so hoch scharlachfarben geröthet. Der junge Mann empfand ebenfalls die brennendsten Schmerzen und fieberte heftig. Indessen war der Grad dieser erysipelatösen Affection nicht von der enormen Höhe, wie im ersteren Falle und wurde das Uebel nach demselben oben angegebenen Heilverfahren auch in kürzerer Zeit völlig gehoben.

In beiden Fällen erfolgte die Heilung allmähig unter starker Abschuppung.

Diese örtliche Krankheit, welche man füglich Erysipelas Anacardium malignum nennen kann, mag doch wohl da, wo die Elefantenlaus zu Hause ist, in Ost- und Westindien, wo der Kern dieser Nuss zur Speise dient, beim Herausbrechen desselben, durch Berührung des zwischen Schale und Kern befindlichen scharfen Saftes, öfters vorgekommen sein. Nach solcher eigenen Erfahrung schrieb schon Christoph Acosta (Tractado de las drogas y medic. de las Ind. oriental. etc. Burgos 1578), welcher als portugiesischer Schiffsarzt in jenen Weltgegenden anwesend war, dass der Anacardiensaft sehr brennend und giftig sei.

Den ersten hier angeführten Fall führte ich nach der damals noch bestehenden Anordnung in meinem vierteljährlichen Medicinalberichte als eine wenigstens für mich neue Krankheitserscheinung an und deutete darauf hin, dass, wegen der üblen Folgen der Anwendung, der allgemeine Verkauf der Elefantenläuse etwas beschränkt, oder gänzlich untersagt werden möchte. Allein der drei Jahre später hier sich ereignete Fall zeigte, dass man von der Sache keine Notiz genommen habe.

Wenn nun nach dieser meiner, für die betroffenen Personen sehr bitteren Erfahrung, so wie auch dem auf Erfahrung gegründeten, schon von 300 Jahren gethanen Ausspruch des Acosta, dass das Anacardium sehr brennend und giftig ist, der Gebrauch des genannten Naturproducts als Heilmittel sehr schädlich und gefährlich werden kann; so sollte, nach meiner Meinung, die längst vergessene Anwendung dieses zweideutigen und ganz entbehrlichen Mittels, welchem selbst in der Form des Cardol niemals zu trauen ist, nicht wieder hervorgesucht werden. Unser Arzneischatz ist so überaus gross und von so ungeheurem Umfange, dass die studierende Jugend schon in dieser einen Beziehung jetzt sehr zu bedauern ist, mit alle dem Wust von Mitteln und Namen das Gedächtniss be- und überladen zu müssen, von welchem dieselbe, wenn sie einst in die Praxis kömmt, den grössten Theil gar nicht gebrauchen kann, sondern nur als unnützen Ballast bei Seite werfen muss.

Wer lange kurirt hat, weiss am besten, wie weniger und

einfacher Mittel man bedarf, um glücklich zu kuriren *). (Dr. Baltz, pract. Arzt in Berlin, in der allgemeinen medicinischen Centralzeitung, 1852. Nr. 48.).

Zur Augenheilkunde.

Ueber die therapeutische Wirksamkeit der diluirten Blausäure in ihrer örtlichen Anwendung bei gewissen Affectionen des Auges, von James Rose Solomon, Esq., Chirurg am Augenspitale in Birmingham. Seit dem Jahre 1842 bedient sich der Verf. nach dem Vorgange von Ch. Guthrie dieses Mittels bei vielerlei Augenkrankheiten mit dem entschiedensten Nutzen. Ein Theil von Scheele's Acidum borussicum, verdünnt mit 2 Theilen destillirtem Wasser, war im Allgemeinen die Stärke, welche zum Gebrauche die günstigste war, obwohl es Fälle gab, wo eine grössere Concentration oder eine grössere Diluirung nothwendig erschien. Wenn ein Tropfen diluirte Blausäure in dem erstgenannten Verhältniss auf die Conjunctiva eines gesunden Auges angewendet wird, so erfolgt ein Gefühl von leichtem Unbehagen und von Erwärmung mit Congestion der Blutgefässe — eine Wirkung, die einige Minuten anhält; die Pupille wird ein wenig erweitert. Wenn ein mehr concentrirtes Präparat aufgeträufelt wird, etwa gleiche Theile der Säure und des destillirten Wassers, so tritt zu obigen Symptomen noch ein einige Zeit andauernder stechender Schmerz durch den Bulbus hinzu. Es ist hienach begreiflich, dass der Schmerz, welcher die äusseren Augenentzündungen während ihres acuten Stadiums begleitet, durch die Application selbst der grössten Verdünnung der Blausäure, deren oben Erwähnung gethan wurde, in der Regel vermehrt wird, obwohl auch einzelne Fälle vorkamen, wo diess nicht der Fall war; wesshalb ihre örtliche Anwendung in diesem Stadium im allgemeinen contraindicirt ist; dagegen ist ihre Wirkung ganz ausgezeichnet, wenn durch entsprechende Behandlung die acute Periode der Augenentzündung beseitigt ist, oder in Fällen, wo die Irritationssymptome grösser sind als die Gefässaufregung; hier beseitigt die verdünnte Blausäure das chronische Leiden sammt der Neigung zu Rückfällen, und Lichtscheu und Thränenträufeln weichen leicht und bald ihrer Anwendung. Die Fälle, welche der Verf. nach diesen allgemeinen Bemerkungen näher beschreibt, sind Syndesmitis catarrhalis, Syndesmo-Sclerotitis, Ophthalmia rheumatica mit Entzündung der Cornea, und syphilitische Iritis; überall that nach Ueberwindung des acuten Stadiums durch energische Antiphlogose, Ableitungen etc. die Blausäure ausgezeichnete Wirkungen zur Beseitigung des Schmerzes, der Lichtscheu und zwar in so kurzer Zeit, wie man es unter keiner anderen Behandlungsweise zu sehen gewohnt ist. (Medical Times and Gaz., 1852, Febr. Neue med.-chir. Zeit. 1852. Nr. 27.).

Zur Gynäcologie.

Ueber die warme Uterusdouche als Mittel zur Hervorrufung der künstlichen Frühgeburt theilt Jul. Diesterweg fünf eigene Beobachtungen mit und setzt sie in Vergleich mit 16 durch Kiwisch u. A. mitgetheilten Fällen von Anwendung der warmen Uterusdouche; dann stellt er diese 21 Fälle gegenüber 20 andern, in denen verschiedene Mittel zur Hervorrufung der künstlichen Frühgeburt in Anwendung kamen, und zieht daraus folgende Schlüsse:

- 1) die warme Douche ist ein vollständig zuverlässiges und in allen Fällen ausreichendes Mittel zur Erregung der künstlichen Frühgeburt und scheint insofern den übrigen Verfahrensweisen, mit Ausnahme des Eihautstiches, den Rang streitig zu machen;
- 2) die künstliche Frühgeburt mittelst der warmen Douche gelingt durchschnittlich in derselben Zeitfrist wie nach den andern Verfahrensweisen;
- 3) rücksichtlich des Gesundheitszustandes der Mutter während und nach der Geburt ist unentschieden, ob die warme Douche oder die altern Methoden den Vorzug verdienen;
- 4) rücksichtlich des Erfolges in Bezug auf Erhaltung und Be-

*) Das Cardol wird übrigens nicht aus dem A. orientale, sondern aus dem wesentlich verschiedenen occidentale gewonnen.

finden der gebornen Kinder scheint die warme Douche den übrigen Verfahrensweisen nachzustehen. (Verh. d. Ges. f. Gebh. in Berlin, Jahrg. 4. Neue med.-chir. Zeit. 1852. Nr. 28.).

Zur Therapie.

Barreswil empfiehlt das tanninsaure Chinin gegen Intermittens in Form von Pastillen, Pillen oder mit einem Syrup als Electuarium, da es in Wasser nicht löslich ist. Kinder nehmen es ebenfalls ohne Widerstreben, es ruft weder Durchfall noch irgend eine Functionsstörung hervor. Um eine Febris tertiana oder quartana zu coupiren sind wenigstens 3j, um eine Quotidiana zu bekämpfen 33, in Dosen von gr. jv bis gr. xvj erforderlich.

Bei den Quotidianfiebern wurde das Mittel gewöhnlich nach dem Anfalle gereicht, bei den Tertianis in der Apyrexie, bei den Quartanis im Laufe der beiden freien Tage.

Es schien vortheilhaft, zur Sicherung der Heilung das Mittel in fallenden Dosen noch einige Zeit fortgebrauchen zu lassen, selbst wenn die Anfalle nicht wiederkehrten. (Bulletin de l'academie nationale de médecine. T. XVII. Nr. 10. 29. Fevrier. Allg. med. Centralzeit. 1852. Nr. 46.).

Zur Anthropologie.

Volksstamm ohne Ohrläppchen. v. Eichwald sagt in seinen naturhistorischen Bemerkungen S. 356: „Einen besonderen Stamm dieser Kabylen bilden die Schahunia, ein Volk, das in grosser Ausdehnung das Aurasgebirge bewohnt; sie zeichnen sich durch hohen Körperbau, durch weisse Hautfarbe und blonde Haare aus und gelten noch weit mehr für die alten Abkömmlinge der Vandalen, die seit dem Zuge Belisar's nach Afrika in grosser Anzahl in das Gebirge der Küste und des inneren Landes entflohen; jetzt wohnen sie an der Grenze Maroccos im Atlasgebirge. Wenn schon jene physischen Kennzeichen auf den nördlichen Ursprung der Schahunia hinweisen, so gehört dahin noch ein anderes, das eben so merklich ist. Das ist das Fehlen des Ohrläppchens, ganz so, wie diess bei den Bewohnern der Pyrenäen, den Cagots, der Fall ist, die offenbar die Nachkommen der Gothen sind. Die Schahunier des Aurasgebirges besitzen durchaus keine Spur des Ohrläppchens, wie diess Guyon's sorgfältige Beobachtungen lehren; die der Ebenen zeigen es hin und wieder deutlicher, weil sie sich mit den Arabern der Ebene vermischen und daher auch etwas andere Färbung besitzen. Daher kommt es oft, dass ein Mann mit Ohren ohne Läppchen, der eine Frau mit regelmässig gebildeten Ohren heirathet, Kinder erzeugt, die ganz regelmässig gebildete Ohren haben; zuweilen haben aber die Kinder Ohren bald wie die der Mutter, bald wie die des Vaters. Einige alte Familien dieser Aurasbewohner haben ihr Blut rein erhalten und sie werden daher als die edelsten des Landes angesehen; aus ihnen werden die Oberhäupter gewählt. Die Schahunier treiben Ackerbau, lieben das Bewässerungssystem und schreiten in der Cultur immer weiter vorwärts, wodurch sie sich von ihren Nachbarn, den Arabern, unterscheiden. Sie sprechen kabylish, die sogenannte berberische Sprache, in der, wie man behauptet, noch einige Worte gothischen oder vandalischen Ursprungs enthalten sind; ihre Sprache besitzt eigenthümliche Ausdrücke, die sich in der der Kabylen nicht finden. Merkwürdig ist die grosse Ausbreitung der Scrofeln und der Syphilis unter diesem Kabylenstamme, so dass Guyon das Vaterland der letzten Krankheit unter ihnen zu suchen Willens ist; die Weiber leiden häufig am Brustkrebs, was ebenfalls auf endemische Einflüsse schliessen lässt.“

Zur Toxicologie.

Unterchlorigsaure Magnesia nebst freier Magnesia als Antidot bei Phosphorvergiftungen; von A. Bechert in Polzin. Als Antidot bei Phosphorvergiftungen ist von Orfila die gebrannte Magnesia empfohlen worden; allein Duflos, sowie auch Meurer haben nachgewiesen, dass dieses Mittel nicht im Stande ist, die Wirkung des Phosphors aufzuheben. Duflos schlug dagegen eine Mischung von 1 Theil gebrannter Magnesia und 8 Theilen Chlorwasser, also unterchlorigsaure Magnesia mit

freier Magnesia als Antidot vor. Die Wirksamkeit dieses Mittels war aber noch nicht auf experimentellem Wege geprüft worden, wesshalb Bechert Gelegenheit nahm, diese Lücke in der Toxicologie auszufüllen.

Mehrere Vergiftungsversuche mit Kaninchen zeigten nun, dass das von Duflos empfohlene Gegenmittel die günstigsten Resultate liefert. Dieselbe Menge Phosphor (1 Gran), welche ein Kaninchen binnen einigen Stunden tödtete, wurde bei einem andern durch das Mittel vollständig unwirksam gemacht.

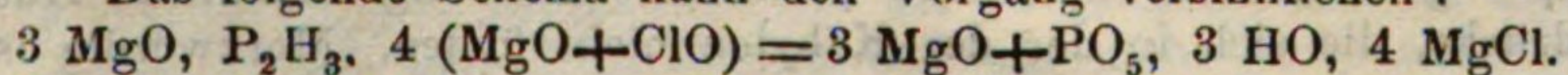
Mit zwei Thieren, welche durch Phosphor vergiftet waren, wurde 15 Stunden nach dem Tode die Section vorgenommen. Die Ergebnisse waren bei beiden ein und dieselben, und sind von Dr. Hartwich in Folgendem zusammengestellt.

„Bei der Eröffnung der Bauchhöhle starker Phosphorgeruch, nach dem Eröffnen des Magens Aufsteigen von Phosphordämpfen. Aeusserlich an den Eingeweiden der Bauchhöhle nirgends Abnormitäten sichtbar, der Magen gefüllt mit festweichem Heu; im übrigen Theile des Darmkanals bis zum Anus ein dickflüssiger, sonst dem Ansehen nach nicht vom normalen abweichender Inhalt. Am Fundus und besonders am Pylorus des Magens mehrere stark geröthete Stellen, Blutextravasaten ähnlich, die jedoch die Muskelhaut kaum zu durchsetzen schienen. Die Schleimhaut des Magens und die einiger Zolle des obern Theils des Dünndarms bei der leichtesten Berührung von der Muskelhaut ablösbar und zerfallend. Leber, Nieren, Milz u. s. w. anscheinend nicht abweichend. Bei beiden Kaninchen im untern Lappen der rechten Lunge eine etwa Silbergroschen grosse und dem Pleuraüberzuge dicht anliegende, hellrothgefärbte Stelle, welche auf der entsprechenden Pleuraoberfläche keine Ausschwitzung zeigte, wie denn überhaupt die Lungenpleura mit der Rippenpleura nirgends verwachsen war. An zwei andern Stellen der Lungen zeigten sich ähnliche, nur viel kleinere Flecken. Einige Bläschen von halber Stecknadelkopfgrosse zeigten sich in der Mitte der rothen Flecke, dicht unter der Pleura. Beim Aufblasen der Lungen erschienen sie an diesen abweichend gefärbten Stellen wie überall durchaus wegsam, indem sie sich ganz gleichmässig ausdehnten. Beim Einschneiden wurden aus den rothen Stellen einige Tropfen Blut ergossen, eine Verdichtung der Lungensubstanz liess sich nirgends bemerken. Das Herz schlaff, der rechte Ventrikel mit Blut gefüllt, der linke leer. In den Gefässen war das Blut überall dickflüssig schwärzlich.“

Ueber die Art der Wirkung des Gegenmittels spricht sich der Verfasser folgendermassen aus:

„Suchen wir nach einer Verbindung des Phosphors, welche sich unter allen Fällen im Magen des lebenden Organismus mit Leichtigkeit bilden und durch unterchlorige Säure zersetzt werden kann, so finden wir bald das Phosphorwasserstoffgas. Bei dem geringen Sauerstoffvorrathe im Magen oxydirt sich der Phosphor nämlich nicht direct zu Phosphorsäure, sondern zunächst zu phosphoriger Säure, deren Hydrat die Quelle des reinsten Phosphorwasserstoffgases ist. Die Elemente des letztern werden durch die unterchlorige Säure zu unschädlichen Verbindungen — Phosphorsäure und Wasser — oxydirt, während sich Chlormagnesium bildet, und die Phosphorsäure sowie die noch unzersetzte phosphorige Säure durch die vorhandene freie Magnesia gebunden werden.“

Das folgende Schema kann den Vorgang versinnlichen:



Nach dem hier Gesagten können wir wohl mit Bestimmtheit annehmen, dass die vergiftende Wirkung des Phosphors in einer Blutzersetzung durch das Phosphorwasserstoffgas, und nicht in einer Entzündung, durch Anätzung und Corrosion der Magen- und Darmhaut entstanden, besteht; eine Ansicht, die schon von Mehrern geäussert ist und in dem mitgetheilten Sectionsbefunde keinen Widerspruch findet.“ (Vierteljahresschrift für pract. Pharm. von Dr. G. C. Wittstein, 1. Bd. 3. Heft.).

Zur Pharmacie.

Verfahren, die Gummiharze in Mixturen leicht zu vertheilen; von Poulenc. Seit 8 Jahren werden in der Officin des Verf. die Gummiharze auf folgende leichte und zweckmässige

Weise in Mixturen suspendirt: Zu 1 Gramm (16 Gran) des Gummiharzes, welches selbst in ganzen Stücken sein kann, setzt man 6—8 Tropfen Mandelöl, reibt so lange, bis eine homogene Masse entstanden ist, setzt derselben ein wenig Wasser und hierauf allmählig das vorgeschriebene Vehikel hinzu. Die ganze Operation dauert nur kurze Zeit, die Emulsion hält sich sehr gut und coagulirt selbst nicht einmal beim Erhitzen, während die mit Eigelb bereiteten Emulsionen bald verderben und in der Wärme gerinnen; auch ist ein fettes Oel stets zur Hand, Eier aber nicht immer vorrätig und im Winter oft schwer zu bekommen.

Der Verf. empfiehlt diess Verfahren auch zur Vorbereitung der Gummiharze bei der Anfertigung des Emplastrum Lithargyri compositum. Er pulvert dieselben erst in einem eisernen Mörser, reibt sie dann in einem Porcellanmörser mit dem Oele an, setzt so viel Wasser hinzu, dass eine Emulsion von Honigconsistenz entsteht, colirt durch grobe Leinwand, verjagt von der Emulsion das Wasser im Wasserbade, und fügt hierauf die Masse, welche jetzt die Consistenz eines weichen Extracts besitzt, den übrigen Bestandtheilen des Pflasters hinzu. (Vierteljahresschrift für pract. Pharm. von Dr. G. C. Wittstein, 1. Bd. 3. Heft.).

Miscellen.

Ueber einen schnell geheilten Schädeleindruck sagt Dr. Röhm in Berlin: Ein ausserordentlich starker Schädeleindruck von der Grösse eines Zweithalerstückes in der Mitte gegen $2\frac{1}{2}$ Linien tief, in Folge eines Falles durch den Stoss von einem Ziegenbock, bei einem vierjährigen Mädchen auf dem linken Seitenbeine, war von schwankem Gange, Schielen, Brechneigung gefolgt, und hinterliess nach dem Gebrauche von Inf. Sennae comp. und kalten Umschlägen nach 12 Stunden schon ausser Schielen, das etwa 6 Tage anhielt, gar keine rückbleibenden Erscheinungen.

— Zu Gunsten des Leberthrans in Vergleich zu jodhaltigem Fischöl werden von Dr. Champouillon am Val de Grace eine Reihe von Beobachtungen mitgetheilt, die sehr beachtenswerth erscheinen. Er gab jenen 120 Phthisikern, davon waren 57 im ersten Stadium und 24 wurden gebessert, keiner starb, 37 waren im zweiten Stadium, 9 wurden geheilt und 3 starben. 14 waren im dritten Stadium, davon wurden 6 geheilt und 4 starben. Herr Ch. gab das jodhaltige Fischöl 75 Phthisikern der verschiedenen Stadien; das Mittel wirkte in keinem Falle günstig, in einigen nachtheilig.

— Creosot gegen Durchfälle (sowohl epidemische als Diarrhöen nach übermässig wirkenden Purganzen oder in Folge vorausgegangener entzündlicher Darmreizungen) empfiehlt Richardson in London. Die Gabe bei 1—2-jährigen Kindern ist $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$ Tropfen pro dosi, bei Erwachsenen viermal stärker. Er gibt es mit Tolubalsam oder in einer Campher-mixtur, bisweilen mit einem ätherischen Zusatz. (Medical Times).

Wichtiges chemisches Werk zu enorm billigen Preise!

Anstatt 1 fl. 40 xr. nur 40 xr.

Liebig's Thierchemie und ihre Gegner.

Ein vorzüglich für practische Aerzte berechneter ausführlicher Commentar zu dessen physiologischen, pathologischen und pharmacologischen Ansichten.

Nach dem Englischen des Dr. H. Ansell bearbeitet und mit Anmerkungen vermehrt von Dr. A. W. Krug. In 8-o, Velin-papier, 200 Seiten stark nur 40 xr.

Pest

(17) (1)

Hermann Geibel,
Buchhändler.